

Feministische Geo-RundMail

Informationen rund um feministische Geographie

Nr. 83 | September 2020



(© Photos and Design by Klosterkamp 2020)

Theme Issue

**Feminist Research Practice in Geography:
Snapshots, Reflections, Concepts**

III: Fieldwork in flux – dealing with the unforeseen and moments of refusal

Partizipative Forschung im Lockdown

Shkumbin Gashi, Heidi Kaspar, Claudia Müller, Katharina Pelzelmayr, Anita Schürch & Karin van Holten (Zürich, CH)

Einleitung: Sorgende Gemeinschaften in transdisziplinären Kooperationen initiieren, entwickeln und evaluieren

Ausgehend von der Beobachtung, dass die häusliche Gesundheitsversorgung im Bereich der Betreuung (im Gegensatz zur Pflege) äusserst lückenhaft ist und ein Gross-Teil davon als un- oder unterbezahlte Arbeit von Frauen geleistet wird, untersuchen wir im Projekt 'CareCom-Labs'³¹, das Potenzial von *Caring Communities* als innovatives Versorgungsmodell, das Sorgearbeit gerechter verteilt und ins Zentrum der Gesellschaft rückt (Klie 2016).

Wir verbinden das Konzept der *Caring Communities* mit dem Ansatz des *Living Labs*. Letztere schaffen eine Lern- und Explorationsumgebung, die Gestaltung und Evaluation digitaler Lösungen nicht nur für Menschen, sondern mit Menschen entwickelt (Ogonowski, Jakobi, Müller, & Hess, 2018). Partizipative Entwicklung (Co-Design) und Testen im und am Alltag (statt nur im Labor) sind zentrale Elemente. In diesem Projekt weiten wir die Aufmerksamkeit und den Aktionsradius von digitalen auf soziale Innovationen aus.

Wir, das waren zum Projektstart ein Team von Wissenschaftler*innen der Careum Hochschule Gesundheit in Zürich, die Autor*innen dieses Beitrages. Dieses Wir erweiterte sich rasch um Partner-Organisationen an drei Orten in der deutschsprachigen Schweiz. Sie hatten bereits während der Antragstellung ihr Interesse am Projektvorhaben bekundet und bekräftigten dies beim Projektstart umgehend. Gemeinsam mit Leiter*innen ambulanter Pflegedienste, Gemeinde-/ Gesundheitsvorsteher*innen und Mitgliedern einer Alterskommission wurden für die jeweiligen Gemeinden Informationsveranstaltungen geplant, um weitere lokale Organisationen und Einzelpersonen für eine Zusammenarbeit zu gewinnen. Es machten sich im weiteren Verlauf Teams in ganz unterschiedlicher Konstellation und auf unterschiedlichen Stufen der Beteiligung (Wright, Bock & von Unger 2007) auf den Weg, um der Idee einer «Sorgenden Gemeinschaft» Gestalt zu verleihen und mögliche Forschungsfragen und methodische

Vorgehensweisen festzulegen sowie Kooperationsbündnisse zu etablieren. In allen Gemeinden hatte die gemeinsame Arbeit im Winter 2019/ 2020 an Fahrt aufgenommen und erfuhr mit dem Lockdown zunächst eine abrupte Vollbremsung – bevor sich Neues entwickelte.

In diesem Beitrag fragen wir, wie sich Rollen und Beziehungen 'im Feld' verändern, wenn plötzlich bestimmte Personengruppen pauschal für schutzbedürftig erklärt werden, Kontakte nur noch über Medien möglich sind und sich alle im Ausnahmezustand befinden? Wir teilen hier in Form eines Werkstattberichts einige unserer Erfahrungen aus einem laufenden partizipativen Forschungsprojekt. Uns interessiert insbesondere, wie sich die Beziehungen zwischen Forschenden und Co-Forschenden durch die «ausserordentliche Lage» im Kontext der Covid-19 Pandemie verändern.

Teilhabe als Errungenschaft

Partizipative Forschung ist ein Sammelbegriff für verschiedene Ansätze, Betroffene am Forschungsprozess zu beteiligen (von Unger 2014). Sie unterscheidet sich von anderen Methodologien der empirischen Sozialwissenschaften darin, dass sie Personen im Forschungsfeld – also die Expert*innen aus Erfahrung – nicht nur als verständige und kompetente Lieferant*innen von Daten, also als Informations- und Wissensquelle einbezieht. Vielmehr versteht sie diese als Mitgestaltende des Forschungsprozesses, die an der Formulierung des Forschungsproblems, dessen Bearbeitung sowie an der Interpretation, Analyse, Kommunikation, Verbreitung und Weiterverarbeitung von Erkenntnissen massgeblich mitwirken (Hartung, Wihofszky & Wright 2020). Partizipative Forschung verfolgt das doppelte Ziel, neue Erkenntnisse zu gewinnen und sozialen Wandel anzustossen (ebd.). Sie bemüht sich, Raum für ermächtigende Prozesse zu schaffen und zu nutzen und ist in diesem Sinne immer feministisch (s. auch Maguire 1987). Voraussetzung dafür ist die Sensibilität für bestehende und sich entwickelnde Machtverhältnisse sowie Ausschlussprozesse vor und während des Forschungsprozesses. Nach unserem³² Verständnis geht es dabei nicht primär darum, Irritationen zu vermeiden, sondern vielmehr darum, gemeinsam (Forschende und Co-Forschende) eine Form des Arbeitsbündnisses zu

³¹ Finanzierung: Schweizerischer Nationalfonds (SNF), Nationales Forschungsprogramm 74 – Gesundheitsversorgung, <http://www.nfp74.ch>.

³² die Autor*innen

schaffen, die es erlaubt, Dinge anzusprechen, die heikel oder kontrovers bis problematisch sein können. Gute Partizipation zeigt sich folglich nicht darin, dass es keine Macht oder Ungleichheit gibt, sondern vielmehr, dass solche Dynamiken von allen Involvierten (an)erkannt, angesprochen und gemeinsam bearbeitet werden können.

Teilhabe kann man nicht verordnen; sie kann zwar (ein-)gefordert werden, ist schliesslich aber immer eine co-produktive Errungenschaft. Das heisst, Mitbestimmung ergibt sich aus der Art und Weise der wechselseitigen Positionierungen und der Beziehungsgestaltung unter den Beteiligten. Sie ist damit immer situativ und kontextbezogen und baut auf bisherigen geteilten Erfahrungen auf. Gleichzeitig bleibt auch eine erfolgreich etablierte und tragfähige gemeinsame soziale (Forschungs-)Praxis verletzlich.

Wenn sich nun der Kontext so plötzlich und so radikal verändert wie während des Lockdowns in diesem Frühjahr, was passiert mit den Beziehungen und Positionierungen im Feld? Und wie gestaltet sich Partizipation, wenn man physisch auf Distanz bleiben muss? In unserem Projekt hat ein zentraler Aspekt die Positionierungen neu sortiert: Durch die kollektive Bedrohung und erlassenen Schutzmassnahmen hat sich das Thema Sorgearbeit viel schneller als geplant vom Forschungsgegenstand zur gelebten Praxis gewandelt. Dabei hat sich diese Praxis in einem Fall nach aussen hin orientiert, im anderen Fall nach innen. Wir stellen anschliessend erste Reflexionen zu diesen beiden Neu-Orientierungen und -Positionierungen anhand von Ereignissen in zwei unserer Labs vor.

Sorgende Gemeinschaft B: Vom irritierenden Fremden zum geschätzten Gruppenmitglied werden

Was ist passiert?

In B. stiess die Idee, gemeinsam nach Wegen zu suchen, wie sich ganz konkret das Zusammenleben im Quartier und die gegenseitige nachbarschaftliche Hilfe und Achtsamkeit fördern lassen, sofort auf grundsätzliches Interesse, wenn auch das offene und auf Partizipation abzielende Vorgehen des Projekts bei den lokalen Partner*innen zu Beginn Irritationen und Verunsicherung auslösten. Diverse Personen von verschiedenen Organisationen haben sich an unterschiedlichen Treffen mit dem Konzept der «Sorgenden Gemeinschaften» beschäftigt und es bildete sich eine Spurgruppe, bestehend aus der für die Sozialkommission verantwortlichen Gemeinderätin, Mitgliedern der Sozialkommission, Vertreter*innen der reformierten und katholischen Kirche und der Spitex (ambulante Pflege) sowie zwei Forschenden der Careum Hochschule Gesundheit (CHG). Schliesslich fiel im Januar

2020 der Entscheid, ein bestimmtes Quartier als Pilotquartier auszuwählen. In diesem sozial durchmischten und dennoch überblickbaren Gebiet sollten erste Aktionen zur Sorgenden Gemeinde lanciert und Erfahrungen gesammelt werden. Die Spurgruppe hatte deshalb noch kurz vor dem Lockdown Anfang März einen Anlass für die Quartierbevölkerung organisiert mit dem Ziel, diese einzubinden. Basierend auf den Ergebnissen dieses Treffens wollte die Spurgruppe Mitte März konkrete Aktionen planen und umsetzen, u.a. sollte Ende August ein Sommerfest im Quartier stattfinden.

Was hat sich verändert?

Gleich nach dem Beginn des Lockdowns wurden zunächst alle anstehenden Arbeitstreffen abgesagt. Kurz darauf kam aber von den Co-Forschenden die Anfrage an uns Forschende, ob wir vielleicht Erfahrung hätten in der Durchführung digitaler Treffen. Mit detaillierten schriftlichen Anleitungen zur Installation der benötigten Software sowie individuellem Support per Telefon ist es uns gelungen, dass schliesslich alle Co-Forschenden per Zoom teilnehmen konnten. Der Lockdown und der Wechsel zu digitalen Sitzungsformaten führten ausserdem zu einer Intensivierung der Zusammenarbeit. Da die Anreise von Zürich nach B. entfiel, konnten die Sitzungen von Forschenden und Co-Forschenden deutlich zeitschonender und deshalb viel regelmässiger, nämlich neu im Wochenrhythmus stattfinden. Das vorher noch eher lose Arbeitsbündnis, in dem auch die Rolle der Forschenden noch nicht so ganz klar war, erfuhr im Lockdown eine Stärkung. Die lokalen Mitglieder nutzten ausserdem die Gelegenheit, sich auch untereinander besser zu vernetzen und intensiver auszutauschen. Darüber hinaus holten sie gezielt Unterstützung der Forschenden für laufende Aktivitäten wie auch hinsichtlich möglicher gemeinsamer Initiativen für die nahe Zukunft. Die Spurgruppe nutzte einen gemeinsamen Dropbox-Ordner, auf den alle Zugriff haben und den auch alle 'füttern' konnten. Wichtige gemeinsame Aktivitäten waren u.a. ein Info-Blatt zu verschiedenen lokalen Unterstützungsangeboten, das mit Hilfe der Gemeinde an alle Haushalte ging. Weiter lancierte die Spurgruppe in kürzester Zeit auch eine Kartenaktion für jene, die zuhause bleiben mussten. Im Nachgang des Lockdowns kam von Seiten der Co-Forschenden der Wunsch auf, die lokalen Aktivitäten rund um das Geben und Annehmen von Hilfe – was während des Lockdowns plötzlich zu einem wichtigen Thema avanciert war – genauer zu verstehen. In der Folge bildete sich eine Gruppe aus bisherigen und drei neuen Mitgliedern, die mit Personen aus der Region zu diesem Thema Interviews führen wollten. Im Rahmen von zwei Zoommeetings unterstützten

die Forschenden den Rest der Gruppe bei der Vorbereitung auf diese Gespräche sowie beim Erstellen eines Leitfadens. Dokumente rund um Einverständniserklärung und Datenschutz wurden vom Forschungsteam erstellt, Abläufe gemeinsam besprochen. Bis jetzt konnten zehn Interviews geführt werden. Auch eine erste gemeinsame Analysesitzung hat – erstmals wieder vor Ort – stattgefunden und wurde von den Co-Forschenden als überaus wertvoll, spannend, ja sogar wohltuend erfahren.

Die Forschenden hatten ursprünglich die Rückmeldung erhalten, dass den Partner*innen vor Ort das Vorgehen, diese Idee der Partizipation nicht klar war. Offenbar hatte die Offenheit stark verunsichernd gewirkt. Im Kontext der gemeinsamen Aktivitäten während des Lockdowns fand eine Veränderung statt. Die Forschenden der CHG wurden mehr und mehr als gleichwertiger Teil der Gruppe anerkannt. Ihr Knowhow wurde abgeholt, es gab auch Raum für Fragen und Einwände. So hat bspw. eine der Co-Forschenden nach ihrem ersten Interview einen kritischen Input zum erstellten Gesprächsleitfaden eingebracht und damit das Instrument deutlich verbessert. Obwohl das Ziel, die Aktivitäten auf die breitere Bevölkerung hin auszudehnen für den Moment eingeschränkt war, wurde die Zeit von der Spurgruppe gut genutzt, um die Sorgende Gemeinde bekannter und sichtbarer zu machen. Dies in einer Zeit, in der die Aufmerksamkeit für solche Initiativen wohl besonders gross war. Dank der Vernetzung durch Mitglieder der Spurgruppe stiessen auch einzelne weitere Interessierte hinzu. Zum Beispiel eine Person, die eigeninitiativ eine WhatsApp-Gruppe auf 'Hilf jetzt' lanciert hatte oder drei weitere Personen, die sich dann in den Interviews engagierten.

Was haben wir gelernt?

Irgendwie scheint es, als ob wir unseren lokalen Partner*innen erst im – und vielleicht auch wegen bzw. dank des – Lockdown unsere Bereitschaft und die Art der angestrebten Zusammenarbeit wirklich vermitteln konnten. Während vorher unsere Rolle sogar ein zu diskutierendes Traktandum in einem Meeting darstellte, eröffneten die regelmässigen Zoommeetings eine neue Dimension dahingehend, dass gemeinsame kurze Austauschrunden über das eigene Wohlergehen üblich waren. Wir wurden alle als potentiell verletzlich erkannt und unsere Strategien im Umgang mit der besonderen Situation wurden geteilt.

Zunehmend entwickelten sich die Projektaktivitäten zu einem gemeinsam getragenen Arbeitsprozess. Dies zeigte sich am deutlichsten an der nun stärker integrativen Art der Kommunikation: Während wir Forschende der CHG

vorher oft nur am Rand über gewisse Dynamiken informiert wurden, fand die Mailkommunikation nun fast immer in Form eines Versands an die gesamte Spurgruppe statt. Gleichzeitig gab der Lockdown auch Impulse, um Ideen und Vorstellungen von Abhängigkeit und Hilfe in der Gruppe vertiefter zu diskutieren. Eigene Erfahrungen und Schwierigkeiten des Hilfe-Annehmens wurden z.B. von einer Forschenden, die wegen Asthma selber zur Gruppe der besonders gefährdeten Personen gehört, in die Gruppe hineingetragen. Dies gab Anlass gemeinsam über wichtige Themen zu diskutieren und zwar auf einer durchaus auch persönlichen Ebene. Obwohl also 'physical distancing' unsere gemeinsame Arbeit bestimmte, erfolgte gleichzeitig eine soziale Annäherung und Vertrauensbildung, die das gemeinsame Arbeiten in äusserst positiver Weise beeinflusste und wirkliche Begegnungen auf Augenhöhe von uns Forschenden mit den Co-Forschenden erst ermöglichte. Das Gefühl gegenseitiger Wertschätzung und Anerkennung sowie ein Gefühl der Verbundenheit wurden denn auch später von Mitgliedern der Spurgruppe auf sehr positive Art zum Ausdruck gebracht. Uns Forschenden hat dieser Prozess insbesondere vor Augen geführt, dass wir – trotz ausgeprägter Offenheit und hoher Bereitschaft zur kritischen Selbstreflexion – für die wirkliche Realisierung von Co-Produktion und Partizipation letztlich abhängig sind von den Co-Forschenden. Erst wenn es gelingt, gemeinsam eine soziale Praxis zu etablieren, die für alle Involvierten nachvollziehbar und sinnhaft ist, gehören wir wirklich zum Team.

Sorgende Gemeinschaft O: Die Forschungsgruppe als Sorgende Gemeinschaft

Was ist passiert?

In O. besteht seit Projektstart eine Zusammenarbeit mit der Gesundheitsvorsteherin und der Alterskommission. Nach einem gemeinsam organisierten öffentlichen Informationsanlass, zu dem alle Haushalte in der Gemeinde eingeladen wurden, stiessen interessierte jüngere arbeitstätige Einwohner*innen dazu, sodass heute ein fester Kern von neun Personen besteht. Die Gruppe hat sich zum Ziel gesetzt, die Bedürfnisse von Menschen in O., die zuhause wohnen und im Alltag Unterstützung benötigen besser kennenzulernen. An vier Terminen wurden die Co-Forschenden in qualitativen Methoden geschult, um für Interviews mit älterem Bewohner*innen gut gewappnet zu sein. In weiteren Terminen wurde gemeinsam ein Interviewleitfaden erarbeitet sowie die Vorgehensweise für die Kontaktierung möglicher Interviewpartner*innen diskutiert und geplant. Just als alles geregelt und alle parat waren, kam der Lockdown.

Zunächst waren wir blockiert, weil unsere Ansprechpartnerin ganz von der aktuellen Versorgungssituation in der Gemeinde vereinnahmt war und signalisierte, dass sie sich nicht um das Projekt kümmern konnte. Aufgrund der Quarantäne- und Isolationsvorgaben mussten wir zudem alle Treffen und Aktivitäten vorerst absagen. Für uns stellte sich natürlich die Frage: Was machen wir nun? Sofort aber auch: Und wie geht es unseren Co-Forschenden? Brauchen sie Unterstützung? Wenn wir aktuell die gemeinsamen Forschungsaktivitäten ausgesetzt sind, können wir dann in der aktuellen Situation irgendwie helfen, insbesondere den älteren Co-Forschenden?

Ein Gedanke war, ob Unterstützung im Erlernen der Handhabung von Videokonferenztools nützlich wäre, damit sie in Kontakt mit Familienangehörigen und Freunden bleiben können. Die Idee stiess auf Interesse und so haben wir Telefonate und – wo gewünscht und möglich (insb. Mit jüngeren Co-Forschenden) Videotelefongespräche geführt. In den Gesprächen wurde deutlich, dass alle sich einigermaßen gut in der aktuellen Situation zurechtfinden. Einige beteiligten sich selbst an Hilfsmaßnahmen: eine ältere Co-Forschende machte z.B. Telefondienst beim Einkaufsservice der Nachbarschaftshilfe, eine jüngere Co-Forschende tätigte Einkäufe auf Abruf. Wir erfuhren in den (Video-) Telefongesprächen, dass alle Co-Forschenden ihren Alltag während der Lock-down- Phase mit Arbeiten im und um das Haus verbrachten, z.B. indem Gartenarbeit erledigt wurde. Auch wurden lange Spaziergänge in der Natur gemacht, Telefonate mit Freunden, oder auch online Teilnahme an vorher vor Ort stattfindenden Kursen ausprobiert.

Reflections on the lockdown

«Never more than now, needed we as researchers, to remember and put in practice the words of the Hippocrates "at least do not harm", after every decision and action that we have taken, no matter how minor that action/decision was. The COVID-19 context has added a new level of responsibility, a more profound and a more emergent one, to us as researchers. The COVID-19 virus is new, a (still) not so much explored virus, and the world still doesn't have the full understanding of its risks, etymology and protection measures against it. There is no "formula" on how to protect people from infection, there are recommendations which are far from being strict and having a strong scientific evidence backup. At the same time, ignoring even the slightest indication of a possible risk factor can lead to an infection outbreak in the group. Still, we, and the whole world for that matter,

don't know all the risks that could lead to infection, as we learn about the virus every day.

In this context, the one thing that we have in mind, is to do as much as we can, to avoid the "worst-case scenario", which is someone getting infected in our activities. And this means doing sacrifices. Canceling meetings in short notice, re-scheduling activities, pausing activities, and compromising the project and the data quality constantly. This gives us a lot of "headaches". Will we be able to reach our purpose? Will we have time to reach our purpose? It would be rare to have a project going perfectly, as it was planned without obstacles, even before the covid-19 situation, but now, we must be even more flexible. A normality during the COVID-19, is doing as much as we can to reach the purposes of our project, by managing to avoid the "worst case scenario", or "at least not doing harm". This has put care actually as the main purpose of the study, much more than before. Care for our health and the health of those around us has become the main purpose of the project on a much humanistic level; by avoiding potential COVID-19 infections."

Shkumbin Gashi, PhD student in the project

Was hat sich verändert?

Zum Beginn hat der Lockdown bewirkt, dass wir unser Selbstverständnis als Aktionsforscherin hinterfragten. In der Aktionsforschung geht es darum, bei relevanten sozialen Problemen lokaler Forschungspartner*innen anzusetzen. Dann sollte sich doch nun unsere Aufmerksamkeit verschieben. Schliesslich arbeiteten wir u.a. mit älteren Menschen, d.h. der gefährdeten Zielgruppe. Zudem wollten wir in dieser aussergewöhnlichen und schwierigen Situation etwas tun, hilfreich sein. Allerdings stellte sich heraus, dass unsere Unterstützung gar nicht benötigt wurde. Zwar wurden unsere Nachfragen per Telefon-/ Videoanrufe nach dem Wohlergehen wohlwollend und erfreut beantwortet. Allerdings hörten wir – zu unserem Erstaunen – überwiegend positive Geschichten der Bewältigung des 'ausserordentlichen' Alltags. Liegendebliebene Haus- und Gartenarbeiten erledigen und lange Spaziergänge in der Natur zählten zu den positiven Bewältigungsstrategien; Slow-down war eine willkommene Auswirkung der Krise. Gleichzeitig äusserten Co-Forschende aber auch Bedauern, dass familiäre Treffen mit Kindern und Enkelkindern nicht möglich waren. Die Videotelefonie vermochte die schmerzlich verspürte soziale Distanz etwas abzufedern.

Als das Ende des Lockdowns in greifbare Nähe rückte, handelten wir gemeinsam aus, wie Interviews unter Heranziehung angemessener Sicherheitsmaßnahmen und auf der Basis der Zustimmung der Interviewpersonen durchgeführt werden können. Wir zwei Forschenden hatten eine eher vorsichtigere Haltung als viele der Senioren selbst und hätten auch die Entscheidung mitgetragen, dass noch länger gewartet worden wäre; wir fühlten uns verantwortlich, unsere Co-Forschenden ausreichend zu schützen, wollten aber auch niemanden bevormunden.

Was haben wir gelernt?

Die Situation hat folgende Facette der Positionierung der Forschenden besonders hervorgehoben: In der Literatur zur Co-Forschung mit älteren Personen wird zwar der Aspekt des Empowerments und das Ziel der gleichen Augenhöhe aller Forschungspartner*innen betont. Letztlich bleibt die Verantwortung aber zu einem großen Anteil bei den professionell Forschenden, es liegt auch in ihrer Verantwortung, dafür Sorge zu tragen, dass Co-Forschende in der Lage sind, voll am Projekt zu partizipieren (z.B. durch Massnahmen zur Befähigung). Wenn es um Verantwortungsübernahme/ -gabe geht, werden meist Machtverhältnisse reflektiert (z.B. wer hat das Sagen im Feld, Aushandeln von unterschiedlichen Perspektiven verschiedener lokaler Partner*innen, lokale Auseinandersetzungen etc.). Wir haben etwas anderes erlebt: Der hohe Grad an Selbstbestimmtheit und Kompetenz unserer älteren Co-Forschenden durch die Krisensituation zu kommen, und demgegenüber die gefühlte Unsicherheit und Vorsicht auf unserer Seite hat dazu geführt, dass wir Entscheidungskompetenzen abgegeben haben. Die gefühlte Verantwortung für die älteren Personen, die zu Beginn (auch mit/ trotz des Postulats der Augenhöhe) auf unserer Seite sehr stark war, hat sich verändert, weil wir die hohe Selbstkompetenz und -verantwortung in der aktuellen Situation erlebt haben. Das hat sich auf unser Verhältnis nachhaltig ausgewirkt und auf unsere Wahrnehmung unserer Beziehungen zu den Co-Forschenden und unserer eigenen Positionierung. Wir haben die Schulung in qualitativen Forschungsmethoden konzipiert und gehalten; wir richteten sie an Lai*innen. Im Lockdown standen wir hochkompetenten Menschen gegenüber, auf deren Urteil wir uns verlassen konnten.

Coda

Wir haben in diesem Werkstattbericht erste Überlegungen angestellt, was es für die Positionalität der Forschenden in einem partizipativen Forschungsprojekt bedeutet, wenn das Forschungsthema – hier: füreinander Sorge tra-

gen – plötzlich vom zu erforschenden Gegenstand zur Tätigkeit wird, die wir im Team, respektive als Team praktizieren.

In O. hat sich unter den Bedingungen von Covid-19 die Position der Kompetenten von den Forschenden zu den Co-Forschenden verschoben, ebenso die Richtung der Befähigung. Denn durch die kompetenten Einschätzungen der Co-Forschenden und Entscheidungen, die in der Gruppe ausgehandelt und durch Multiperspektivität gereift waren, konnten wir das Forschungsprojekt – mit verändertem Fokus – auch während des Lockdowns weiterführen und unmittelbar mit den ersten Lockerungen fortsetzen.

In B. kehrt sich die Richtung der Partizipation um. Vor der Pandemie wurde deutlich, dass die Forschenden von der Hochschule nicht allein federführende Kraft waren. Nach anfänglicher – zum Teil auch trotz fortbestehender – Irritation, machten sich lokale Partner*innen die Projektidee rasch zu eigen. Covid-19 hat dem Projektthema Vorschub geleistet und wir Forschenden durften am Praxisprojekt teilhaben.

Dieser Werkstattbericht ist eine erste Auseinandersetzung; vieles bleibt ungeklärt. Da ist zum Beispiel die Frage, ob die Kompetenz von Co-Forschenden in O., die wir Verunsicherten (die Autor*innen) mit Erleichterung zur Kenntnis nahmen, auf ihrer Urteilsfähigkeit beruht, die auf mehr Lebenserfahrung zurückgreifen kann. Oder beruht sie (auch) auf der unterschiedlichen Positionierung der Urteilenden: Schätze ich ein Risiko für mich ein oder für andere? Oder auf ganz anderen Aspekten? Sicher ist, dass wir (Autor*innen) es als grosse Entlastung empfanden, dass wir in Zeiten grosser Planungsunsicherheit, in der Fehleinschätzungen verheerende Folgen haben können, Verantwortung (ver-)teilen konnten.

Ein anderes Beispiel ist die Frage, was uns (Autor*innen) in B. als geschätzte Partner*innen in der Projektgruppe etablierte. In der hochdynamischen Phase zu Beginn des Lockdowns wäre ja durchaus denkbar gewesen, dass Projektpartner*innen mit der Projektidee 'davonrennen' und uns (Autor*innen) als störend oder zumindest wenig hilfreich erlebten. Die angesprochene Instabilität von Positionierungen ist selbstredend kein besonderes Kennzeichen des Lockdowns; sie ist der Feldarbeit inhärent. Allerdings verstärkt sich der fragile Charakter in dynamischen Kontexten nochmals deutlich.

Da ist auch ein Ringen um adäquate Begriffe, das wiederum mit Covid-19 nichts zu tun hat, gleichzeitig aber auch von der Pandemie nicht aufgehoben wird. Zum Beispiel: Wie bezeichnen wir Personen, die sich als Forschende an einem Projekt beteiligen und nicht an einer Hochschule angestellt sind? In der Literatur werden Begriffe wie Co-

Forschende oder Laien-Forschende verwendet. Wir (die Autor*innen) finden das nicht befriedigend, denn das 'Präfix' ist eine Präzisierung, die nur der einen Sub-Gruppe beigelegt wird, während die andere ohne Spezifizierung auskommt und damit die unmarkierte Norm bleibt. Wir haben mit dem Begriff Hochschul-Forschende experimentiert, aber der Verweis auf die privilegierte Institution der Wissensproduktion (re-)produzierte eine Hierarchie, die wir eigentlich bestrebt sind abzubauen. Alle schlicht Forschende zu nennen, wenn wir über unterschiedliche Positionierungen im Feld reflektieren wollen, ist hingegen auch nicht zielführend, denn dadurch werden Unterschiede unsichtbar gemacht, wo wir sie eigentlich thematisieren wollen. Die Frage bleibt also: Wie können wir differenziert bezeichnen, ohne 'Othering' zu betreiben?

Diese – und andere – Suchbewegungen fortzusetzen und zu explizieren ist eine Aufgabe, die uns noch bevorsteht. Vor allem aber, ist es eine Aufgabe, die wir auch partnerschaftlich angehen müssen. Denn was wir in diesem Beitrag ebenfalls noch nicht gehoben haben, ist das Potenzial partnerschaftlichen Schreibens.

Literatur:

- Cook, T. 2012. „Where Participatory Approaches Meet Pragmatism in Funded (Health) Research: The Challenge of Finding Meaningful Spaces“. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 13 (1), <https://doi.org/10.17169/fqs-13.1.1783>.
- Hartung, S., Wihofszky, P. & Wright, M. T. 2020. „Partizipative Forschung – ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden“. In: Dies. (Hg.): *Partizipative Forschung – ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden*. Wiesbaden: Springer VS.
- Klie, T. 2016. „On the Way to a Caring Community? The German Debate.“ In: K. Wegleitner, K. Heimerl & A. Kellehear (Hg.): *Compassionate Communities: Case Studies from Britain and Europe*. London, New York: Routledge, pp. 198–209.
- Maguire, P. 1987. *Doing Participatory Research: A Feminist Approach*. Bd. 1. Participatory Research&Practice. University of Massachusetts Amherst. http://scholarworks.umass.edu/cie_participatoryresearchpractice/1.
- Ogonowski, C., Jakobi, T., Müller, C., & Hess, J. 2018. «PRAXLABS: A sustainable framework for user-centered ICT development: Cultivating research experiences from Living Labs in the home“. In: V. Wulf, V. Pipek, D. Randall, M. Rohde, K. Schmidt, & G. Stevens (Hg.): *Socio-informatics: A practice-based perspective on the design and use of IT artifacts*. Oxford University Press, pp. 319–360.
- Unger, von Hella. 2014. *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Wright, M., Block, M. & Unger, von H. 2007. „Stufen der Partizipation in der Gesundheitsförderung“. In: *Dokumentation 13. bundesweiter Kongress Armut und Gesundheit*, 5. Berlin: Gesundheit Berlin, http://www.armut-und-gesundheit.de/uploads/tx_gbbkongressarchiv/Wright_M..pdf [Zugriff: 11.6.2019].

The 'accidental' and the 'failed': Turning silent/ced moments in the field into data

Melike Peterson (Bremen, DE) & Nora Küttel (Münster, DE)

It began with a conversation at the 2019 *DKG* in Kiel about how residues of unplanned encounters and 'failed' situations have significantly shaped our fieldwork and research practice, and how little this continues to be addressed in the scholarly literature. Our observations then evolved into an input at the 2020 *AK Qualitative Methoden für Geographie und raumsensible Sozial- und Kulturforschung* in Goslar. When we realised we had more to say on this topic, we embarked upon this research note.

While some theories of research practice and design continue to construct fieldwork as a previously meticulously laid-out plan, where 'going into the field' is the active exercise or applied element of the research process, others have shown that 'the unplanned, accidental and even obstructive events that are often erased from traditional representations of methods' (Meier et al. 2018: 2) are central aspects of research. Lived realities show that fieldwork is in constant flux, a reflexive and ongoing journey in which we continuously work at our praxis. *The field* emerges as a 'site of inquiry that is necessarily artificial in its separations from geographical space and the flow of time' (Katz 1994: 67), shaped by 'social, political, and spatial boundaries [that] shift with changing circumstances' (Nast 1994: 60). We suggest that taking seriously the processual and messy nature of fieldwork entails underscoring how the odd, the unplanned and 'accidental', the 'failed' or the unsuccessful, and (residues of) emotions, frustrations and disappointments shape stories and experiences of being in the field. However, such elements often get (un)willingly lost, silenced and/or written out of research and its published outcomes. Emphasising 'stories of the routes we did not plan, the messy things we did and the results of it all' (Meier et al 2018: 3) - our *detours* - is therefore critical to unpack 'iterations of thinking-acting-wording in academic work' (ibid: 5), and to strengthen practices that contest dominant, normative notions of research where beliefs in the infallible, omniscient 'researcher subject' are upheld.

In this research note, we present short stories from our own experiences in the field to reflect on the significance of these 'silent data', touching on what we understand as data, and how we might identify and become aware of what else constitutes data. Doing so, we want our intentions to be clear: our intentions are not to give advice on how to solve problems, suggesting some sort of practical